

MARTIN HEIDEGGER

GESAMTAUSGABE

I. ABTEILUNG: VERÖFFENTLICHTE SCHRIFTEN 1910-1976

BAND 8

WAS HEISST DENKEN?



VITTORIO KLOSTERMANN
FRANKFURT AM MAIN

MARTIN HEIDEGGER

WAS HEISST DENKEN?



VITTORIO KLOSTERMANN
FRANKFURT AM MAIN

H. Heidegger

Was heißt Denken?

in: GA, Bd. 8

S. 5-131

ERSTE STUNDE

In das, was Denken heißt, gelangen wir, wenn wir selber denken. Damit ein solcher Versuch glückt, müssen wir bereit sein, das Denken zu lernen.

Sobald wir uns auf dieses Lernen einlassen, haben wir auch schon zugestanden, daß wir das Denken noch nicht vermögen.

Aber der Mensch heißt doch der, der denken kann – und das mit Recht. Denn er ist das vernünftige Lebewesen. Die Vernunft, die ratio, entfaltet sich im Denken. Als das vernünftige Lebewesen muß der Mensch denken können, wenn er nur will. Indes will der Mensch vielleicht denken und kann es doch nicht. Am Ende will er bei diesem Denkenwollen zu viel und kann deshalb zu wenig. Der Mensch kann denken, insofern er die Möglichkeit dazu hat. Allein dieses Mögliche verbirgt uns noch nicht, daß wir es vermögen. Denn wir vermögen nur das, was wir mögen. Aber wir mögen wiederum wahrhaft nur Jenes, was seinerseits uns selber und zwar uns in unserem Wesen mag, indem es sich unserem Wesen als das zuspricht, was uns im Wesen hält. Halten heißt eigentlich hüten, auf dem Weideland weiden lassen. Was uns in unserem Wesen hält, hält uns jedoch nur so lange, als wir selber von uns her das Haltende be-halten. Wir be-halten es, wenn wir es nicht aus dem Gedächtnis lassen. Das Gedächtnis ist die Versammlung des Denkens. Worauf? Auf das, was uns hält, insofern es bei uns bedacht ist, bedacht nämlich deshalb, weil Es das zu-Bedenkende bleibt. Das Bedachte ist das mit einem Andenken Beschenkte, beschenkt, weil wir es mögen. Nur wenn wir das mögen, was in sich das zu-Bedenkende ist, vermögen wir das Denken.

Um das Denken zu vermögen, müssen wir es lernen. Was ist Lernen? Der Mensch lernt, insofern er sein Tun und Lassen zu dem in die Entsprechung bringt, was ihm jeweils an Wesenhaf-

tem zugesprochen wird. Das Denken lernen wir, indem wir auf das achten, was es zu bedenken gibt.

Unsere Sprache nennt z. B. das, was zum Wesen des Freundes gehört, das Freundliche. Dementsprechend nennen wir jetzt das, was in sich das zu-Bedenkende ist: das Bedenkliche. Alles Bedenkliche *gibt* zu denken. Aber es gibt diese Gabe immer nur insoweit, als das Bedenkliche von sich her schon das zu-Bedenkende einther und allem voraus, zu bedenken bleibt: das Bedenklichste. Was ist das Bedenklichste? Wie zeigt es sich in unserer bedenklichen Zeit?

Das Bedenklichste ist, daß wir noch nicht denken, immer noch nicht, obgleich der Weltzustand fortgesetzt bedenklicher wird. Dieser Vorgang scheint freilich eher zu fordern, daß der Mensch handelt und zwar ohne Verzug, statt in Konferenzen und auf Kongressen zu reden und sich im bloßen Vorstellen dessen zu bewegen, was sein sollte und wie es gemacht werden müßte. Somit fehlt es am Handeln und keineswegs am Denken.

Und dennoch – vielleicht hat der bisherige Mensch seit Jahrhunderten bereits zu viel gehandelt und zu wenig gedacht. Aber wie kann heute jemand behaupten, daß wir noch nicht denken, wo doch überall das Interesse für die Philosophie rege ist und immer lauter wird, wo beinahe jedermann wissen will, was es denn mit der Philosophie auf sich hat. Die Philosophen sind »die« Denker. So heißen sie, weil sich das Denken eigentlich in der Philosophie abspielt.

Niemand wird bestreiten wollen, daß heute ein Interesse für die Philosophie besteht. Doch gibt es heute noch etwas, wofür der Mensch sich nicht interessiert, in der Weise nämlich, wie er das »interessieren« versteht?

Interesse heißt: unter und zwischen den Sachen sein, mitten in einer Sache stehen und bei ihr bleiben. Allein für das heutige Interesse gilt nur das Interessante. Das ist solches, was erlaubt, im nächsten Augenblick schon gleichgültig zu sein und durch anderes abgelöst zu werden, was einen dann ebensowenig angeht wie

das Vorige. Man meint heute oft, etwas dadurch besonders zu würdigen, daß man es interessant findet. In Wahrheit hat man durch dieses Urteil das Interessante bereits in das Gleichgültige und alsbald Langweilige abgeschoben.

Daß man für die Philosophie ein Interesse zeigt, bezeugt noch keine Bereitschaft zum Denken. Gewiß gibt es allenthalben eine ernsthafte Beschäftigung mit der Philosophie und ihren Fragen. Es gibt einen rühmenswerten Aufwand von Gelehrsamkeit zur Erforschung ihrer Geschichte. Hier bestehen nützliche und löbliche Aufgaben, zu deren Erfüllung nur die besten Kräfte genug sind, zumal dann, wenn sie uns Vorbilder großen Denkens vor Augen führen. Aber selbst die Tatsache, daß wir uns Jahre hindurch mit den Abhandlungen und Schriften der großen Denker eifrig abgeben, leistet noch nicht die Gewähr, daß wir selber denken oder auch nur bereit sind, das Denken zu lernen. Im Gegenteil: die Beschäftigung mit der Philosophie kann uns sogar am hartnäckigsten den Anschein vorgaukeln, daß wir denken, weil wir doch unablässig »philosophieren«.

Gleichwohl bleibt es befremdlich und erscheint als anmaßend zu behaupten, das Bedenklichste in unserer bedenklichen Zeit sei, daß wir noch nicht denken. Darum müssen wir diese Behauptung beweisen. Noch ratsamer ist indessen, die Behauptung erst einmal zu erläutern. Es könnte nämlich der Fall eintreten, daß die Forderung nach einem Beweis hinfällig wird, sobald eine genügende Helle in das kommt, was die Behauptung sagt. Sie lautet:

Das Bedenklichste in unserer bedenklichen Zeit ist, daß wir noch nicht denken.

Wie der Name »das Bedenkliche« zu verstehen sei, wurde bereits angedeutet. Es ist das, was uns zu denken gibt. Beachten wir es wohl und lassen wir jetzt schon jedem Wort sein Gewicht. Es gibt solches, was selber, von sich her, gleichsam von seinem Haus aus, uns zu denken gibt. Es gibt solches, das uns daraufhin anspricht, daß wir auf es bedacht sind, daß wir, denkend, ihm uns zuwenden: es denken.

Das Bedenkliche, das, was uns zu denken gibt, ist demnach keineswegs durch uns festgesetzt, nicht durch uns erst aufgestellt, nicht durch uns nur vor-gestellt. Was am meisten von sich aus zu denken gibt, das Bedenklichste, ist nach der Behauptung dies: daß wir noch nicht denken.

Dies sagt jetzt: wir sind noch nicht vor das und noch nicht in den Bereich dessen gelangt, was von sich her in einem wesentlichen Sinne bedacht sein möchte. Dies wird vermutlich daran liegen, daß wir Menschen uns dem, was bedacht sein möchte, noch nicht hinreichend zu-wenden. Dann wäre dies, daß wir noch nicht denken, lediglich eine Säumnis, eine Verzögerung im Denken oder, wenn es hoch kommt, ein Versäumnis von seiten des Menschen. Daher könnte einer solchen menschlichen Saumnislosigkeit auf menschliche Weise durch geeignete Maßnahmen abgeholfen werden. Das menschliche Versäumnis gäbe zwar zu denken, aber doch nur vorübergehend. Daß wir noch nicht denken, wäre zwar bedenklich, dürfte jedoch als dieser augenblickliche und behebbare Zustand des heutigen Menschen niemals das Bedenklichste schlechthin genannt werden. Wir nennen es aber so und deuten hierdurch folgendes an: daß wir noch nicht denken, liegt keineswegs nur daran, daß der Mensch sich noch nicht genügend dem zuwendet, was von Haus aus bedacht sein möchte, weil es in seinem Wesen das zu-Denkende bleibt. Daß wir noch nicht denken, kommt vielmehr daher, daß dieses zu-Denkende selbst sich vom Menschen abwendet, langher schon abgewendet hat.

Sogleich werden wir wissen wollen, wann dies geschah. Wir werden vordem schon und hoch begieriger fragen, wie wir denn überhaupt von einem solchen Ereignis wissen können. Die auf der Lauer liegenden Fragen solcher Art unterstützen sich vollends, wenn wir dazu noch dieses sagen: das, was uns eigentlich zu denken gibt, hat sich nicht irgendwann zu einer historisch datierbaren Zeit vom Menschen abgewendet, sondern: das eigentlich zu-Denkende hält sich von einster in solcher Abwendung.

Andererseits hat der Mensch unserer Geschichte immer in ir-

gendener Weise gedacht; er hat sogar Tiefstes gedacht und dem Gedächtnis anvertraut. Als der so Denkende blieb er und bleibt er auf das zu-Denkende bezogen. Gleichwohl vermag der Mensch nicht eigentlich zu denken, solange sich das zu-Denkende entzieht.

Wenn wir nun, so wie wir jetzt hier sind, uns nichts vorreden lassen, müssen wir das bisher Gesagte als eine einzige Kette leerer Behauptungen zurückweisen und außerdem erklären, daß das Vorgebrachte mit Wissenschaft nichts zu tun hat.

Es wird gut sein, wenn wir möglichst lange in solcher Abwehrlhaltung zu dem Gesagten ausharren; denn so allein halten wir uns in dem nötigen Abstand für einen Anlauf, aus dem her vielleicht dem einen oder anderen der Sprung in das Denken gelingt. Es ist nämlich wahr, daß das bisher Gesagte und die ganze folgende Erörterung mit Wissenschaft nichts zu tun hat, gerade dann, wenn die Erörterung ein Denken sein dürfte. Der Grund dieses Sachverhaltes liegt darin, daß die Wissenschaft ihrerseits nicht denkt und nicht denken kann und zwar zu ihrem Glück und das heißt hier zur Sicherung ihres eigenen festgelegten Ganges. Die Wissenschaft denkt nicht.² Das ist ein anstößiger Satz. Lassen wir dem Satz seinen anstößigen Charakter auch dann, wenn wir so gleich den Nachsatz anfügen, daß die Wissenschaft es gleichwohl stets und auf ihre besondere Weise mit dem Denken zu tun hat. Diese Weise ist allerdings nur dann eine echte und in der Folge

² »Die Wissenschaft denkt nicht.«

(Vgl. Vorträge und Aufsätze S. 62)

keine abschätzige Beurteilung; keine Feststellung einer Tatsache; vielmehr eine Wesensbestimmung (das »nicht« kein Versäumnis sondern »Verweigerung«); dies sagt: die Wissenschaft hat die *Seinsweise* ihres *Gebietes* als solche nicht zum Thema – ihrem Thema – kann dieses *überhaupt nicht haben* –

Denken im Sinne der Denker

Denken bestimmt von seinem *Geheiß* her das Geheiß des Antrags. – »Zur Sache des Denkens« Seinsgeschick und ontologische Differenz Wissenschaft und Besinnung – Technisch und politisch maßlos –

»die Wissenschaft« – nicht: die einzelnen Forscher, die möglicherweise »denken«, aber *dann* nicht in der Methode ihrer Forschung, als wissenschaftlich Beschäftigte

eine fruchtbare, wenn die Kluft sichtbar geworden ist, die zwischen dem Denken und den Wissenschaften besteht, und zwar besteht als eine unüberbrückbare. Es gibt hier keine Brücke, sondern nur den Sprung. Darum sind vollends alle Notbrücken und Eselsbrücken, die zwischen dem Denken und den Wissenschaften gerade heute einen bequemen Marktbetrieb einrichten wollen, vom Übel. Darum müssen wir jetzt, insofern wir aus den Wissenschaften herkommen, das Anstößige und Befremdliche des Denkens aushalten — gesetzt, daß wir bereit sind, das Denken zu lernen. Lernen heißt: unser Tun und Lassen zu dem in die Entsprechung bringen, was sich jeweils an Wesenhaftem uns zu spricht. Damit wir solches Bringen vermögen, müssen wir uns auf den Weg machen. Wenn wir das Denken lernen, dürfen wir vor allem auf dem Weg, den wir dabei einschlagen, uns nicht vorzeitig über die bedrängenden Fragen hinwegtäuschen, sondern müssen uns auf Fragen einlassen, die Jenes suchen, was sich durch kein Erfinden finden läßt. Wir Heutigen zumal können nur lernen, wenn wir dabei immer zugleich verlernen; für den uns angehenden Fall gesprochen: wir können das Denken nur lernen, wenn wir sein bisheriges Wesen von Grund aus verlernen. Aber dazu ist nötig, daß wir es zugleich kennen lernen.

Wir sagten: der Mensch denkt noch nicht und zwar deshalb nicht, weil das zu-Denkende sich von ihm abwendet; er denkt keineswegs nur darum nicht, weil der Mensch sich dem zu-Denkenden nicht hinreichend zu-wendet.

Das zu-Denkende wendet sich vom Menschen ab. Es entzieht sich ihm. Doch wie können wir von Solchem, das sich einsher entzieht, überhaupt das Geringste wissen oder es auch nur nennen? Was sich entzieht, versagt die Anknüpfung. Allein — das Sichentziehen ist nicht nichts. Entzug ist Ereignis. Was sich entzieht, kann sogar den Menschen wesentlich angehen und in den Anspruch nehmen als alles Anwesende, das ihn trifft und betrifft. Die Betroffenheit durch das Wirkliche hält man gern für das, was die Wirklichkeit des Wirklichen ausmacht. Aber die Betroffenheit durch das Wirkliche kann den Menschen gerade gegen das

absperren, was ihn angeht, angeht in der gewiß rätselhaften Weise, daß es ihm entgeht, indem es sich ihm entzieht. Das Ereignis des Entzugs könnte das Gegenwärtigste in allem jetzt Gegenwärtigen sein und so die Aktualität alles Aktuellen unendlich überreffen.

Was sich uns entzieht, zieht uns dabei gerade mit, ob wir es so gleich und überhaupt merken oder nicht. Wenn wir in den Zug des Entziehens gelangen, sind wir — nur ganz anders als die Zugvögel — auf dem Zuge zu dem, was uns anzieht, indem es sich entzieht. Sind wir als die so Angezogenen auf dem Zuge zu dem uns Zielhenden, dann ist unser Wesen schon durch dieses »auf dem Zuge zu...« geprägt. Auf dem Zuge zu dem Sichentziehenden weisen wir selber auf dieses Sichentziehende. Wir sind wir, indem wir dahin weisen; nicht nachträglich und nicht nebenbei, sondern: dieses »auf dem Zuge zu...« ist in sich ein wesenhaftes und darum ständiges Weisen auf das Sichentziehende. »Auf dem Zuge zu...« sagt schon: zeigend auf das Sichentziehende.

Insofern der Mensch auf diesem Zuge ist, zeigt er als der so Zielhende in das, was sich entzieht. Als der dahin Zeigende ist der Mensch der Zeigende. Der Mensch ist hierbei jedoch nicht zu nächst Mensch und dann noch außerdem und gelegentlich ein Zeigender, sondern: gezogen in das Sichentziehende, auf dem Zuge in dieses und somit zeigend in den Entzug, ist der Mensch allererst Mensch. Sein Wesen beruht darin, ein solcher Zeigender zu sein. Was in sich, seinem Wesen nach, ein Zeigendes ist, nennen wir ein Zeichen. Auf dem Zuge in das Sichentziehende ist der Mensch ein Zeichen. Weil dieses Zeichen jedoch in das Sichentziehende zeigt, deutet es nicht so sehr auf das, was sich da entzieht, als vielmehr in das Sichentziehen. Das Zeichen bleibt ohne Deutung.

Hölderlin sagt in einem Entwurf zu einer Hymne:

»Ein Zeichen sind wir, deutungslos«

Der Dichter fährt mit den beiden Verszeilen fort:

»Schmerzlos sind wir und haben fast
Die Sprache in der Fremde verloren.«

(Hell. IV, 225)

Die Entwürfe zu der Hymne sind neben Titeln wie »Die Schlange«, »Das Zeichen«, »Die Nymphe« auch überschrieben mit »Mnemosyne«. Wir können das griechische Wort übersetzen durch: Gedächtnis. Unsere Sprache sagt: »das Gedächtnis«; sie sagt aber auch: die Erkenntnis, die Befugnis und wieder: das Begräbnis, das Geschehnis. Kant z. B. sagt in seinem Sprachgebrauch bald: die Erkenntnis, bald: das Erkenntnis. Wir dürfen daher ohne Gewaltbarkeit dem griechischen Femininum entsprechend *Μνημοσύνη* übersetzen: »die Gedächtnis«.

Hölderlin nennt nämlich das griechische Wort *Μνημοσύνη* als den Namen einer Titanide. Sie ist nach dem Myrthos die Tochter von Himmel und Erde. Myrthos heißt: das sagende Wort. Sagen ist für die Griechen: offenbar machen, erscheinen lassen, nämlich das Scheinen und das im Scheinen, in seiner Epiphantie, Wesende. *Μῦθος* ist das Wesende in seiner Sage: das Scheinende in der Unverborgenheit seines Anspruchs. Der *μῦθος* ist der alles Menschenwesen zuvor und von Grund aus angehende Anspruch, der an das Scheinende, an das Wesende denken läßt. *Λόγος* sagt das Selbe; *μῦθος* und *λόγος* treten keineswegs, wie die landläufige Philosophiehistorie meint, durch die Philosophie als solche in einen Gegensatz, sondern gerade die frühen Denker der Griechen (Parmenides, Frgm. 8) gebrauchen *μῦθος* und *λόγος* in derselben Bedeutung; *μῦθος* und *λόγος* treten erst dort aus- und gegeneinander, wo weder *μῦθος* noch *λόγος* ihr anfängliches Wesen behalten können. Dies ist bei Platon schon geschehen. Es ist ein auf dem Grunde des Platonismus vom neuzeitlichen Rationalismus übernommenes Vorurteil der Historie und der Philologie; zu meinen, der *μῦθος* sei durch den *λόγος* zerstört worden. Das Religiöse wird niemals durch die Logik zerstört, sondern immer nur dadurch, daß der Gott sich entzieht.^b

^b (sindem er in die Philosophie kommt«)

Mnemosyne, die Tochter von Himmel und Erde, wird als Braut des Zeus in neun Nächten die Mutter der Musen. Spiel und Musik, Tanz und Dichtung gehören dem Schoß der Mnemosyne, der Gedächtnis. Offenkundig meint dieses Wort anderes als nur die von der Psychologie feststellbare Fähigkeit, Vergangenes in der Vorstellung zu behalten. Gedächtnis denkt an das Gedachte. Aber als Name der Mutter der Musen meint »Gedächtnis« nicht ein beliebiges Denken von irgendwelchem Denkaren. Gedächtnis ist die Versammlung des Denkens auf das, was überall im voraus schon bedacht sein möchte. Gedächtnis ist die Versammlung des Andenkens. Sie birgt bei sich und verbirgt in sich das, woran jeweils zuvor zu denken ist bei allem, was west und sich als Wesendes, Gewesendes zuspricht: Gedächtnis, die Mutter der Musen: das Andenken an das zu-Denkende ist der Quellgrund des Dichtens. Das Dichten ist darum das Gewässer, das bisweilen rückwärts fließt der Quelle zu, zum Denken als Andenken. Solange wir freilich meinen, darüber, was Denken sei, gäbe uns die Logik einen Anschluß, solange werden wir nicht bedenken können, inwiefern alles Dichten im Andenken beruht. Alles Gedichtete entspringt aus der An-dacht des Andenkens.

Unter dem Titel Mnemosyne sagt Hölderlin:

»Ein Zeichen sind wir, deutungslos...«

Wer wir? Wir, die heutigen Menschen; die Menschen eines Heute, das schon lange und noch lange währt in einer Länge, für die keine Zeitrechnung der Historie je ein Maß aufbringt. In derselben Hymne Mnemosyne heißt es: »Lang ist / die Zeit« – nämlich die, in der wir ein deutungsloses Zeichen sind. Gibt das nicht genug zu denken, daß wir ein Zeichen sind und zwar ein deutungsloses? Vielleicht gehört das, was der Dichter in diesen und in den folgenden Worten sagt, zu dem, woran sich uns das Bedenklichste zeigt, zu jenem Bedenklichsten, an das die Behauptung über unsere bedenkliche Zeit zu denken versucht. Vielleicht bringt diese Behauptung, wenn wir sie nur genügend erörtern, einig Licht in das Wort des Dichters; vielleicht auch ruft wiederum das

Wort Hölderlins, weil es ein dichtendes ist, uns anspruchreicher und darum winkender auf den Weg eines Denkens, das dem Bedenklichsten nachdenkt. Gleichwohl bleibt vorerst dunkel, was der Hinweis auf das Wort Hölderlins überhaupt soll. Fraglich bleibt, mit welchem Recht wir auf dem Weg eines Denkversuches einen Dichter und gerade diesen nennen. Ungeklärt bleibt auch, auf welchem Boden und in welchen Grenzen der Hinweis auf das Dichterische verbleiben muß.

ZWEITE STUNDE

Übergang von der ersten zur zweiten Stunde

Wir versuchen, auf dem Weg dieser Vorlesung das Denken zu lernen. Der Weg ist weit. Wir wagen nur wenige Schritte. Sie führen, wenn es gut geht, in das Vorgebirge des Denkens. Aber sie führen an Orte, die wir durchwandern müssen, um dorthin zu gelangen, wo nur noch der Sprung hilft. Er allein bringt uns in die Ortschaft des Denkens. Darum lernen wir schon zum Beginn des Weges einige Vorübungen im Springen, ohne daß wir dies sogleich merken und zu merken brauchen.

Im Unterschied zu einem stetigen Fortgang, auf dem wir unvermerkt von einem zum anderen gelangen und alles sich gleich bleibt, bringt uns der Sprung jäh dorthin, wo alles anders ist, so, daß es uns befremdet. Das Jähe, das Gähle, ist das plötzlich steil Abfallende oder Ansteigende. Es bestimmt den Rand der Klufte. Auch wenn wir bei solchem Sprung nicht stürzen, bestürzt uns dagegen Jenes, wobei wir im Sprung ankommen.

So ist es denn ganz in der Ordnung, daß sich schon im Beginn unseres Weges das Besitzende meldet. Indessen wäre es mißlich, wenn das Befremdende nur daher käme, daß Sie noch nicht genau genug hinzuhören. In solchem Falle müßte Ihnen dann gerade jenes Befremdliche völlig entgehen, das in der Sache selber liegt. Die Sache des Denkens ist nie anders als bestirzend. Sie ist um so bestirzender, je vorurteilsfreier wir uns hinhalten. Dazu bedarf es der Bereitwilligkeit zum Hören. Sie läßt uns über die Zäune des gewohnten Meinens hinweg und in freieres Gelände kommen. Um diese Bereitwilligkeit zu stützen, seien jetzt einige Zwischenbemerkungen eingeflochten, die zugleich für alle folgenden Stunden gelten.

An der Universität bleibt die Gefahr besonders groß, daß man

sich dem Denken gegenüber verhört, zumal dann, wenn unmittelbar von den Wissenschaften die Rede ist. Denn wo anders wird von uns zwingender gefordert, daß wir uns den Kopf zerbrechen, als in den Forschungs- und Lehranstalten der wissenschaftlichen Arbeit? Daß Kunst und Wissenschaft, obwohl man sie bei Festreden immer noch zusammen anführt, voneinander durchaus verschieden sind, gesteht jedermann ohne Vorbehalt zu. Wenn dagegen das Denken gegen die Wissenschaften unterschieden und gegen sie abgesetzt wird, hält man dies sogleich für eine Herabsetzung der Wissenschaft. Man befürchtet sogar, das Denken eröffne eine Feindseligkeit gegen die Wissenschaften, trübe den Ernst und störe die Lust an der wissenschaftlichen Arbeit.

Selbst wenn solche Befürchtungen im Recht wären, was keineswegs der Fall ist, bliebe es auch taktlos und geschmacklos zu gleich, an der Stätte, die der Ausbildung in den Wissenschaften dient, gegen die Wissenschaft aufzutreten. Schon der Takt müßte hier alle Polemik verhindern. Allein noch anderes spricht mit. Jede Art von Polemik verfehlt im voraus die Haltung des Denkens. Die Rolle eines Widersachers ist nicht die Rolle des Denkens. Denn ein Denken denkt nur dann, wenn es dem nachgeht, was *für* eine Sache spricht. Alles abwehrende Sprechen hat hier stets nur den Sinn, die Sache zu schützen. Insoweit auf unserem Weg die Wissenschaften zur Sprache kommen müssen, sprechen wir nicht gegen die Wissenschaften, sondern für sie, nämlich für die Klarheit über ihr Wesen. Darin liegt bereits die Überzeugung, daß die Wissenschaften in sich etwas positiv Wesentliches sind. Ihr Wesen jedoch ist freilich anderer Art, als man sich das heute noch an unseren Universitäten vorstellen möchte. Es scheint jedenfalls so, als schrecke man noch davor zurück, mit dem erregenden Sachverhalt ernst zu machen, daß die heutigen Wissenschaften in den Bereich des Wesens der modernen Technik gehören und nur dahin. Ich sage, wohlgemerkt, in den Bereich des *Wesens* der Technik, nicht einfach in die Technik. Noch liegt ein Nebel um das Wesen der modernen Wissenschaft. Dieser Nebel wird jedoch nicht von einzelnen Forschern und Gelehrten inner-

halb der Wissenschaften erzeugt. Er ist überhaupt nicht vom Menschen gemacht. Er steigt aus der Gegend jenes Bedenktlichen auf, daß wir noch nicht denken; wir alle noch nicht, der Sprecher mit einbegriffen, er sogar zuerst.

Darum versuchen wir hier, das Denken zu lernen. Wir gehen hier miteinander einen Weg und halten keine Mahnrreden. Lernen heißt: das Tun und Lassen zu dem in die Entsprechung bringen, was sich jeweils an Wesenhaftem uns zuspricht. Je nach der Art dieses Wesenhaften, je nach dem Bereich, aus dem sein Zuspruch kommt, ist das Entsprechen und damit die Art des Lernens verschieden.

Ein Schreinerlehrling z. B., jemand, der Schreine bauen lernt und ähnliche Dinge, übt beim Lernen nicht nur die Fertigkeit in der Verwendung der Werkzeuge. Er macht sich auch nicht nur mit den gebräuchlichen Formen der Dinge, die er zu bauen hat, bekannt. Er bringt sich, wenn er ein echter Schreiner wird, vor allem zu den verschiedenen Arten des Holzes und zu den darin schlafenden Gestalten in die Entsprechung, zum Holz, wie es mit der verborgenen Fülle seines Wesens in das Wohnen des Menschen hereinragt. Dieser Bezug zum Holz trägt sogar das ganze Handwerk. Ohne diesen Bezug zum Holz bleibt es in der leeren Betriebsamkeit hängen. Die Beschäftigung in ihr wird dann lediglich durch das Geschäft bestimmt. Jedes Handwerk, alles menschliche Handeln steht immer in dieser Gefahr. Das Dichten ist hiervon so wenig ausgenommen wie das Denken.

Ob ein Schreinerlehrling jedoch beim Lernen in die Entsprechung zum Holz und zu den hölzernen Dingen gelangt oder nicht, hängt offensichtlich davon ab, daß einer da ist, der den Lehrling solches lehrt.

In der Tat. Das Lehren ist noch schwieriger als das Lernen. Man weiß dies wohl; aber man bedenkt es selten. Weshalb ist das Lehren schwerer als das Lernen? Nicht deshalb, weil der Lehrer die größere Summe von Kenntnissen besitzen und sie jederzeit bereit haben muß. Das Lehren ist darum schwerer als das Lernen, weil Lehren heißt: lernen lassen. Der eigentliche Lehrer läßt

sogar nichts anderes lernen als – das Lernen. Deshalb erweckt sein Tun oft auch den Eindruck, daß man bei ihm eigentlich nichts lernt, sofern man jetzt unversehens unter »lernen« nur die Beschaffung nutzbarer Kenntnisse versteht. Der Lehrer ist den Lehrlingen einzig darin voraus, daß er noch weit mehr zu lernen hat als sie, nämlich: das Lernen-lernen. Der Lehrer muß es vermögen, belehrbarer zu sein als die Lehrlinge. Der Lehrer ist seiner Sache weit weniger sicher als die Lernenden der ihrigen. Darum kommt bei dem Verhältnis von Lehrer und Lernenden, wenn es ein wahres ist, niemals die Autorität des Viel-Wissers und der autoritative Einfluß des Beauftragten ins Spiel. Darum bleibt es eine hohe Sache, ein Lehrer zu werden, was etwas völlig anderes ist, als ein berühmter Dozent zu sein. Vermutlich liegt es an dieser hohen Sache und ihrer Höhe, daß heute, wo alles nur nach unten und von unten her, z. B. vom Geschäft aus, gemessen wird, daß heute niemand mehr Lehrer werden möchte. Vermutlich hängt diese Abneigung mit jenem Bedenklichsten zusammen, das zu denken gibt. Wir müssen das echte Verhältnis zwischen Lehrer und Lehrlingen gut im Auge behalten, falls im Verlauf dieser Vorlesung ein Lernen wach werden dürfte.

Wir versuchen hier das Denken zu lernen. Vielleicht ist das Denken auch nur dergleichen wie das Bauen an einem Schrein. Es ist jedenfalls ein Hand-Werk. Mir der Hand hat es eine eigene Bewandnis. Die Hand gehört nach der gewöhnlichen Vorstellung zum Organismus unseres Leibes. Allein das Wesen der Hand läßt sich nie als ein leibliches Greiforgan bestimmen oder von diesem her erklären. Greiforgane besitzt z. B. der Affe, aber er hat keine Hand. Die Hand ist von allen Greiforganen: Tatzen, Krallen, Fängen, unendlich, d. h. durch einen Abgrund des Wesens verschieden. Nur ein Wesen, das spricht, d. h. denkt, kann die Hand haben und in der Handhabung Werke der Hand vollbringen.

Allein das Werk der Hand ist reicher, als wir gewöhnlich meinen. Die Hand greift und fängt nicht nur, drückt und stößt nicht nur. Die Hand reicht und empfängt und zwar nicht allein Dinge,

sondern sie reicht sich und empfängt sich in der anderen. Die Hand hält. Die Hand trägt. Die Hand zeichnet, vermutlich weil der Mensch ein Zeichen ist. Die Hände falten sich, wenn diese Gebärde den Menschen in die große Einfalt tragen soll. Dies alles ist die Hand und ist das eigentliche Hand-Werk. In ihm beruht jegliches, was wir gewöhnlich als Handwerk kennen und wobei wir es belassen. Aber die Gebärden der Hand gehen überall durch die Sprache hindurch und zwar gerade dann am reinsten, wenn der Mensch spricht, indem er schweigt. Doch nur insofern der Mensch spricht, denkt er; nicht umgekehrt, wie die Metaphysik es noch meint. Jede Bewegung der Hand in jedem ihrer Werke trägt sich durch das Element, gebärdet sich im Element des Denkens. Alles Werk der Hand beruht im Denken. Darum ist das Denken selbst das einfachste und deshalb schwerste Hand-Werk des Menschen, wenn es zu Zeiten eigens vollbracht sein möchte.

Wir müssen das Denken lernen, weil die Fähigkeit zum Denken, ja sogar die Begabung für das Denken, noch nicht verbüßen, daß wir das Denken vermögen. Denn dies verlangt, daß wir zuvor das mögen, was sich dem Denken zuspricht. Dies aber ist jenes, was von sich aus zu denken gibt. Was uns diese Gabe, das eigentlich zu Bedenkende, gibt, nennen wir das Bedenklichste.

Auf die Frage, was denn dieses Bedenklichste sei, antworten wir mit der Behauptung: das Bedenklichste für unsere bedenkliche Zeit ist, daß wir noch nicht denken.

Dies liegt jedoch nie lediglich und nie zuerst daran, daß wir, die Menschen, uns demjenigen, was eigentlich zu denken gibt, nicht hinreichend zuwenden, sondern daran, daß jenes Bedenklichste sich von uns abwendet, sogar einsther vom Menschen abgewendet hat.

Was sich in solcher Weise entzieht, behält und entfaltet seine eigene, unvergleichliche Nähe.

Sind wir auf das Sichtenziehende bezogen, dann sind wir auf dem Zug in das Sichtenziehende, in die rätselvolle und darum wandelbare Nähe seines Anspruchs. Wenn ein Mensch eigens auf

diesem Zug ist, dann denkt er, mag er noch so weit von dem Sich-entziehenden entfernt sein, mag der Entzug wie immer auch verschleiert bleiben. Sokrates hat zeit seines Lebens, bis in seinen Tod hinein, nichts anderes getan, als sich in den Zugwind dieses Zuges zu stellen und darin sich zu halten. Darum ist er der reinste Denker des Abendlandes. Deshalb hat er nichts geschrieben. Denn wer aus dem Denken zu schreiben beginnt, muß unweigerlich den Menschen gleichen, die vor alzu starkem Zugwind in den Windschatten flüchten. Es bleibt das Geheimnis einer noch verborgenen Geschichte, daß alle Denker des Abendlandes nach Sokrates, unbeschadet ihrer Größe, solche Pflichtlinge sein mußten. Das Denken ging in die Literatur ein. Diese hat das Geschick der abendländischen Wissenschaft entschieden, die über die doctrina des Mittelalters zur scientia der Neuzeit wurde. In dieser Form sind alle Wissenschaften auf eine zweifache Weise der Philosophie entsprungen. Die Wissenschaften kommen aus der Philosophie her, indem sie diese verlassen müssen. Die so Entsprungenen können nie mehr, von sich aus als Wissenschaften, den Sprung zurück springen in ihren Ursprung. Sie bleiben jetzt einem Wesensbereich überantwortet, worin sie nur das Denken aufzufinden vermag, gesetzt, daß dieses selber das Seine vermag. Wenn der Mensch auf dem Zug in das Sichentziehende ist, zeigt er in das Sichentziehende. Auf dem Zug dahin sind wir ein Zeichen. Aber wir zeigen dabei ein Solches, was nicht, was noch nicht in die Sprache unseres Sprechens übersetzt ist. Es bleibt ohne Deutung. Wir sind ein deutungsloses Zeichen.

Hölderlin sagt in dem mit dem Namen »Mnemosyne« (Gedächtnis) überschriebenen Hymnenentwurf:

»Ein Zeichen sind wir, deutungslos

Schmerzlos sind wir und haben fast

Die Sprache in der Fremde verloren.«

So hören wir, unterwegs zum Denken, ein Wort des Dichtens. Weshalb und mit welchem Recht, auf welchem Boden und in welchen Grenzen sich unser Versuch zu denken in eine Zwiespra-

che mit dem Dichten und gar mit dem Gedicht dieses Dichters einläßt, können wir erst als unumgängliche Frage erörtern, wenn wir selbst schon auf einem Weg des Denkens gehen.

Zweite Stunde

Wie sollen wir je das vielgenannte Verhältnis von Denken und Dichten bedenken können, solange wir nicht wissen, was Denken heißt, solange wir demzufolge auch nicht bedenken können, was Dichten ist? Wir Heutigen haben vermutlich nicht die geringste Ahnung davon, wie denkend die Griechen ihre hohe Dichtung, wie denkend sie die Werke ihrer Kunst erlebten, nein, nicht erleben, sondern in der Anwesenheit ihres Scheinens dastehen ließen.

Nur dies mag jetzt schon einleuchten, daß wir Hölderlins Wort nicht als ein Zitat aus dem Bereich des dichterischen Sagens beziehen, um dadurch den trockenen Gang des Denkens aufzufrischen und auszuschnürcen. Das wäre eine Entwürdigung des dichtenden Wortes. Sein Sagen beruht in seiner eigenen Wahrheit. Sie heißt Schönheit. Die Schönheit ist ein Geschick des Wesens der Wahrheit, wobei Wahrheit besagt: die Entbergung des Sichverbergenden. Schön ist nicht das, was gefällt, sondern was unter jenes Geschick der Wahrheit fällt, das sich ereignet, wenn das ewig Unscheinbare und darum Unsichtbare in das erscheinendste Scheinen gelangt. Wir sind daran gehalten, das dichtende Wort in seiner Wahrheit, in der Schönheit, zu lassen. Das schließt nicht aus, sondern ein, daß wir das dichtende Wort denken.

Wenn wir Hölderlins Wort eigens in den Bereich des Denkens einholen, dann müssen wir uns freilich hüten, das, was Hölderlin dichterisch sagt, unbedacht mit dem gleichzusetzen, was wir unter dem Namen »das Bedenklichste« zu denken uns anschicken. Das dichtend Gesagte und das denkend Gesagte sind niemals das Gleiche; aber sie sind zuweilen das Selbe, dann nämlich, wenn

die Kluft zwischen Dichten und Denken rein und entschieden klafft. Dies kann geschehen, wenn das Dichten ein hohes und das Denken ein tiefes ist. Auch davon wußte Hölderlin manches. Wir entnehmen es den beiden Strophen, die überschrieben sind:

Sokrates und Alcibiades

»Warum huldigst du, heiliger Sokrates,
Diesem Jünglinge stets? kennest du Größers nicht?
Warum siehst mit Liebe,
Wie auf Götter, dein Aug' auf ihn?«

(Die Antwort gibt die zweite Strophe:)

Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste,
Hohe Jugend versteht, wer in die Welt geblickt,
Und es neigen die Weisen
Oft am Ende zu Schönem sich.

(St. A. 1, 260)

Uns geht der Vers an: »Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste.« Doch wir überhören bei diesem Vers allzuleicht die eigentlich sagenden und darum tragenden Worte, die Verba. Wir hören das Verbum, wenn wir den Vers, dem gewöhnlichen Ohr ungewohnt, anders betonen:

»Wer das Tiefste *gedacht*, liebt das Lebendigste.«

Die nächste Nähe der beiden Verben »gedacht« und »liebt« bildet die Mitte dieses Verses. Das Mögen ruht im Denken. Ein wunderlicher Rationalismus, der die Liebe auf das Denken gründet. Ein fatales Denken, das dabei ist, sentimental zu werden. Doch von all dem findet sich in diesem Vers keine Spur. Was er sagt, ermesen wir erst, wenn wir das Denken vermögen. Darum fragen wir: Was heißt Denken?

Was z. B. Schwimmen »heißt«, lernen wir nie durch eine Abhandlung über das Schwimmen kennen. Was Schwimmen heißt, sagt uns nur der Sprung in den Strom. Die Frage »Was heißt

Denken«? läßt sich niemals dadurch beantworten, daß wir eine Begriffsbestimmung über das Denken, eine Definition, vorlegen und deren Inhalt fleißig ausbreiten. Wir denken im folgenden nicht *über* das Denken. Wir bleiben außerhalb der bloßen Reflexion, die das Denken zu ihrem Gegenstand macht. Große Denker, Kant zuerst und dann Hegel, haben das Unfruchtbare dieser Reflexion erkannt. Sie mußten daher versuchen, sich aus dieser Reflexion hinauszureflektieren. Wie weit sie damit kamen, wohin sie dabei gelangten, das wird uns am geeigneten Ort unseres Weges viel zu denken geben. Das Denken über das Denken hat sich im Abendland als »Logik« entfaltet. Sie hat besondere Kenntnisse über eine besondere Art des Denkens zusammengebracht. Diese Kenntnisse der Logik werden erst in allerjüngster Zeit wissenschaftlich fruchtbar gemacht und zwar in einer besonderen Wissenschaft, die sich »Logistik« nennt. Sie ist die speziellste aller Spezialwissenschaften. Die Logistik gilt jetzt vielerorts, vor allem in den angelsächsischen Ländern, schon als die einzig mögliche Gestalt der strengen Philosophie, weil ihre Ergebnisse und ihr Verfahren sogleich einen sicheren Nutzen für den Bau der technischen Welt abwerfen. Die Logistik beginnt daher heute in Amerika und anderswo als die eigentliche Philosophie der Zukunft die Herrschaft über den Geist zu übernehmen. Dadurch, daß sich die Logistik auf eine geeignete Weise mit der modernen Psychologie und Psychoanalyse und mit der Soziologie koppelt, wird der Konzern der kommenden Philosophie perfekt. Diese Zernerierung ist jedoch keineswegs das Gemächte von Menschen. Vielmehr stehen diese Disziplinen im Geschick einer Macht, die weicher kommt und für die vielleicht die griechischen Wörter *ποίησις* (Poesie) und *τέχνη* (Technik) die geeigneten Namen bleiben, gesetzt, daß sie uns, den Denkenden, Jenes nennen, was zu denken gibt.

Dritte Stunde

Übergang von der zweiten zur dritten Stunde

Die Zwischenbemerkung der vorigen Stunde betraf dreierlei: die Beziehung des Denkens zur Wissenschaft, das Verhältnis zwischen Lehren und Lernen; das Denken als Hand-Werk.

Von einer Wiederholung der drei Bemerkungen sei abgesehen und statt ihrer versucht, einige Fragen und Bedenken zu klären, die von verschiedenen Seiten zu der Zwischenbemerkung vorgebracht wurden.

Wenn wir das Wesen der heutigen Wissenschaft im Wesen der modernen Technik aufsuchen, dann ist die Wissenschaft dadurch schon als etwas im höchsten Sinne Denkwürdiges angesetzt. Die Bedeutung der Wissenschaft ist dabei höher gestellt als bei den überkommenen Auffassungen, die in der Wissenschaft lediglich eine Erscheinung der menschlichen Kultur sehen.

Denn das Wesen der Technik ist nichts Menschliches. Das Wesen der Technik ist vor allem nichts Technisches. Das Wesen der Technik hat seinen Ort in dem, was einsther und vor allem anderen zu denken gibt. Deshalb möchte es vorerst noch ratsam sein, weniger über die Technik zu reden und zu schreiben und mehr ihrem Wesen nachzudenken, damit wir erst einmal einen Weg dahin finden. Das Wesen der Technik durchwaltet unser Dasein in einer Weise, die wir noch kaum vermuten. Darum wurde auch in der vorigen Stunde gerade an einer Stelle, die fast herausforderte, auf die technische Welt einzugehen, über die Technik geschwiegen. Jetzt stellt sich heraus, daß Ihrem Hören für den Beginn unseres Weges in diesem Hörsaal zu viel zugemutet wurde. Wir nannten das Denken das ausgezeichnete Hand-Werk.

Das Denken leitet und trägt jede Gebärde der Hand. Tragen heißt wörtlich: gebärden.

Vom Schreinerhandwerk war die Rede. Man kann einwenden, daß heute schon jeder Dorfschreiner mit Maschinen arbeite. Man kann darauf hinweisen, daß neben den Werkstätten der Handwerker heute und schon seit geraumer Zeit die riesigen Fabrikhallen der Industrierwerke entstanden sind. Hier bedient der Arbeiter tagaus nachtein acht oder zehn Stunden hindurch den gleichen Hebel und die Arbeiterin auf die gleiche Art den gleichen Knopf. Der Hinweis darauf ist richtig. Aber er ist in diesem Fall und in dieser Form noch nicht gedacht. Der Hinweis fällt ins Leere, weil er nur halb gehört hat, was die Erörterung vom Handwerk sagte. Das Schreinerhandwerk wurde als Beispiel gewählt und dabei wurde vorausgesetzt, daß niemand auf die Meinung verfälle, durch die Wahl dieses Beispiels solle die Erwartung bekundet sein, der Zustand unseres Planeten lasse sich in absehbarer Zeit oder überhaupt je wieder in eine DorfIdylle verwandeln. Das Schreinerhandwerk wurde deshalb als Beispiel für unser Nachdenken angesetzt, weil die gewöhnliche Verwendung des Namens »Handwerk« sich auf ein menschliches Tun der genannten Art beschränkt. Aber — schon an diesem Handwerk ist, wie doch eigens vermerkt wurde, nicht das bloße Hantieren mit Werkzeugen das Tragende, sondern der Bezug zum Holz. Allein wo ist in den Handgriffen der Industriearbeiter der Bezug zu so etwas wie den schlafenden Gestalten des Holzes? Auf diese Frage sollten Sie gestoßen werden, freilich nicht um dabei halbzumachen. Denn solange wir nur so fragen, fragen wir immer noch von dem bekannten und vormals üblichen Handwerk her.

Wie ist das mit dem Hebel? Wie ist das mit dem Knopf in den Handgriffen des Arbeiters? Hebel und Knöpfe gibt es auch und seit langem an der Hobelbank einer alten Werkstatt. Doch die Hebel und Knöpfe in den Handgriffen des Industriearbeiters gehören zu einer Maschine. Und wohin gehört die Maschine von der Art der Kräftezugmaschine? Die moderne Technik beruht nicht darauf und nicht darin, daß Elektromotoren und Tur-

binen und ähnliche Maschinen in Betrieb gesetzt sind, sondern dergleichen kann nur erstellt werden, insofern das Wesen der modernen Technik schon in die Herrschaft gelangt ist. Unser Zeitalter ist nicht ein technisches, weil es das Maschinenzeitalter ist, vielmehr ist es ein Maschinenzeitalter, weil es das technische ist. Solange jedoch das Wesen der Technik uns nicht angeht und zwar als ein gedachtes, solange werden wir es nicht wissen können, was die Maschine ist. Wir werden nicht sagen können, was das ist, worauf der Bezug der Industriearbeiterhand geht. Wir werden nicht ausmachen können, welcher Art Hand-Werk diese Handgriffe sind. Doch — um dergleichen auch nur fragen zu können, müssen wir schon das gewöhnlich gemeinte Handwerk von seinen wesentlichen Bezügen her in den Blick gefaßt haben. Weder der Industriearbeiter, noch die Ingenieure, noch gar die Fabrikbesitzer und am wenigsten der Staat können wissen, wobei sich der heutige Mensch überhaupt aufhält, wenn er in irgend einem Bezug zur Maschine und zu Maschinenteilen steht. Wir alle wissen es noch nicht, welches Hand-Werk der moderne Mensch in der technischen Welt betreiben muß, auch dann betreiben muß, wenn er nicht Arbeiter ist im Sinne des Arbeiters an der Maschine. Auch Hegel, auch Marx konnten dies noch nicht wissen und nicht fragen, weil auch ihr Denken sich noch im Schatten des Wesens der Technik bewegen mußte, weshalb sie auch niemals ins Freie gelangten, um dieses Wesen zureichend zu bedenken. So wichtig die ökonomisch-sozialen, die politischen, die moralischen und sogar religiösen Fragen sein mögen, die in bezug auf das technische Hand-Werk verhandelt werden, sie alle reichen nirgends in den Kern der Sache. Diese verbingt sich in dem noch unbedachten Wesen der Art und Weise, wie alles, was im Herrschaftsbereich des Wesens der Technik steht, überhaupt ist. Daß solches jedoch bisher unbedacht blieb, liegt in der Tat zunächst daran, daß der Wille zum Handeln, d. h. hier zum Machen und Wirken das Denken überrollte.

Einige erinnern sich vielleicht an den Satz aus der ersten Stunde: der bisherige Mensch hat zuviel gehandelt und zu wenig ge-

dacht. Das Ausbleiben des Denkens hat jedoch seinen Grund nicht nur und nicht zuerst darin, daß der Mensch das Denken zu wenig gepflegt hat, sondern darin, daß sich das zu-Denkende, das, was eigentlich zu denken gibt, seit langem schon entzieht. Weil dieser Entzug waltet, deshalb bleibt das verborgen, wohin das Hand-Werk der technischen Handgriffe reicht. Dieser Entzug ist das, was eigentlich zu denken gibt, ist das Bedenklichste. Wir merken jetzt vielleicht schon eher, daß dieses Bedenklichste, worin sich auch das Wesen der modernen Technik verborgen hält, uns ständig und überall anspricht, daß das Bedenklichste uns gar näher ist als das nächste Handgreifliche der gewöhnlichen Handgriffe und daß es sich gleichwohl entzieht. Daraus erwächst die Not und ergibt sich das Nötige, daß wir den Anspruch des Bedenklichsten erst einmal hören. Um jedoch das vernehmen zu können, was uns zu denken gibt, müssen wir an unserem Teil uns aufmachen, das Denken zu lernen.

Ob wir bei diesem Lernen, aber niemals durch es, in den Bezug zum Bedenklichsten gelangen, dies hat beim Handwerk des Denkens am wenigsten einer in der Hand.

Was wir im jetzigen Fall können oder jedenfalls lernen können, ist: genau hinzuhören. Auch das Hörenlernen ist die gemeinsame Sache des Lernenden und des Lehrenden. Deshalb trifft niemanden ein Tadel, der das Hinhören noch nicht vernagt. Ingleichen aber müssen Sie einem Lehrversuch zubilligen, daß er irrt, und dort, wo er nicht irren sollte, vielfach darauf verzichten muß, jedesmal alles auszubreiten, was zu sagen wäre.

Sie erleichtern sich aber das genaue Hinhören wesentlich, wenn Sie sich mit der Zeit eine Gewöhnung abgewöhnen, die mit dem Namen »das eingeleisige Denken« bezeichnet sein soll. Die Herrschaft dieser Vorstellungsart ist heute kaum zu übersehen. Die Benennung »eingleisig« ist absichtlich gewählt. Das Gleis hat mit den Schienen zu tun und diese mit der Technik. Wir nähmen die Sache zu leicht, wollten wir meinen, die Herrschaft des eingleisigen Denkens entstamme der menschlichen Bequemlichkeit. Das immer weiter und in verschiedenen Formen um sich

greifende eingleisige Denken ist eine jener erwähnten unvermuteten und unauffälligen Herrschaftsformen des Wesens der Technik, welches Wesen nämlich die unbedingte Eindringlichkeit will und sie deshalb braucht.

In der vorigen Stunde hieß es, Sokrates sei der reinste Denker des Abendlandes, die Nachfolger hätten sich in den Windschatten stellen müssen. Man fragt entsetzt zurück: wie ist es mit Platon, Augustinus, Thomas v. A., Leibniz, Kant, Nietzsche? Darf man diese Denker Sokrates gegenüber so verkleinern? Doch man hat überhört, daß es hieß: alle Denker des Abendlandes nach Sokrates, »unbeschadet ihrer Größe«. Es könnte also sein, daß einer der reinste Denker bliebe, ohne zu den größten zu gehören. Dann gäbe es hier manches zu bedenken. Darum wurde der Satz über Sokrates auch eingeleitet mit den Worten: »Es bleibt das Geheimnis einer noch verborgenen Geschichte, daß alle Denker nach Sokrates, unbeschadet ihrer Größe...«

Man hört etwas von Sokrates, dem reinsten Denker...; überhört das Übrige und fährt auf dem einen Gleis des Halbgelhörten weiter bis in das Entsetzen über so einseitig dogmatische Aussagen. Ähnlich steht es mit dem Schluß der letzten Vorlesung. Da wurde gesagt, unser Weg bleibe außerhalb der bloßen Reflexion über das Denken. Wie kann einer so etwas behaupten, wenn er schon zwei Stunden von nichts anderem spricht als vom Denken? Aber vielleicht ist über das Denken reflektieren und dem Denken nachdenken nicht ohne weiteres das Selbe. Es gibt zu bedenken, was Reflexion heißt.

Dritte Stunde

Wenn wir zu lernen versuchen, was Denken heißt, verlieren wir uns dann nicht in die Reflexion, die über das Denken denkt? Gleichwohl fällt auf unserem Weg ständig ein Licht in das Denken. Allein dieses Licht wird nicht durch die Laterne der Refle-

xion erst herzugebracht. Das Licht kommt aus dem Denken selbst und nur aus ihm. Dem Denken eignet das Rätselvolle, daß es selber in sein eigenes Licht gebracht wird, freilich nur dann, wenn es und solange es ein Denken ist und sich davon frei hält, auf einem Raisonieren über die ratio zu beharren.

Das Denken denkt, wenn es dem Bedenklichsten entspricht. Das Bedenklichste zeigt sich in unserer bedenklichen Zeit darin, daß wir noch nicht denken. Was dieser Satz sagt, bleibt vorerst eine Behauptung. Sie hat die Form einer Aussage, auf die wir jetzt eingehen. Wir erörtern zunächst zweierlei: einmal den Ton, den die Behauptung hat, zum anderen ihren Aussagecharakter.

Die Behauptung lautet: das Bedenklichste in unserer bedenklichen Zeit ist, daß wir noch nicht denken.

Als bedenklich gilt uns z. B. am Zustand eines Schwerkranken das Besorgniserregende. Bedenklich nennen wir das Unsichere, das Dunkle, das Drohende, das Finstere, überhaupt das Widrige. Reden wir vom Bedenklichen, dann meinen wir gewöhnlich und sogleich etwas Abträgliches und damit etwas Negatives. Eine Aussage, die von einer bedenklichen Zeit und gar noch von ihrem Bedenklichsten spricht, ist demnach zum voraus auf einen negativen Ton gestimmt. Sie hat nur die widrigen und düsteren Züge des Zeitalters im Blick. Sie harftet an den nichtswürdigen und alles Nichtigkeits fördernden, an den nihilistischen Erscheinungen. Sie sucht deren Kern notwendig in einem Mangel, nach unserem Satz darin, daß es am Denken fehlt.

Man kennt diesen Ton in der Beurteilung unseres Zeitalters zur Genüge. Vor einem Menschenalter sprach man vom »Untergang des Abendlandes«. Heute redet man vom »Verlust der Mitte«. Überall verfolgt und verzeichnet man den Verfall, die Zerstörung, die drohende Vernichtung der Welt. Es gibt überall eine besondere Gattung der Romanreportage, die nur in diesen Niedergängen und Niederungen herumwühlt. Das ist einerseits literarisch viel leichter, als etwas Wesentliches und wahrhaft Gedachtes zu sagen; andererseits beginnt diese Art Literatur schon langweilig zu werden. Man findet, die Welt sei nicht nur aus den

Fugen, sondern sie rolle wegw ins Nichts des Sinnlosen. Nietzsche sagt, alldem weit vorausblickend aus höchstem Standort, bereits in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts dafür das einfache, weil gedachte Wort: »Die Wüste wächst«. Das will sagen: die Verwüstung breitet sich aus. Verwüstung ist mehr als Zerstörung. Verwüstung ist unheimlicher als Vernichtung. Die Zerstörung beseitigt nur das bisher Gewachsene und Gebaute; die Verwüstung aber unterbindet künftiges Wachstum und verwehrt jedes Bauen. Die Verwüstung ist unheimlicher als die bloße Vernichtung. Auch diese beseitigt und zwar auch noch das Nichts, während die Verwüstung das Unterbindende und Verwehrende gerade bestellt und ausbreitet. Die Sahara in Afrika ist nur eine Art der Wüste. Die Verwüstung der Erde kann mit der Erzielung eines höchsten Lebensstandards des Menschen ebenso zusammengehen wie mit der Organisation eines gleichförmigen Glückszustandes aller Menschen. Die Verwüstung kann mit beiden das Selbe sein und auf die unheimlichste Weise überall umgehen, nämlich dadurch, daß sie sich verbirgt. Die Verwüstung ist kein bloßes Versanden. Die Verwüstung ist die auf hohen Touren laufende Vertreibung der Mnemosyne. Das Wort »die Wüste wächst« kommt aus einem anderen Ort als die gängigen Beurteilungen unserer Zeit. »Die Wüste wächst« sagte Nietzsche vor fast 70 Jahren. Er fügt hinzu: »weh dem, der Wüsten birgt«.

Nun sieht es so aus, als gehöre die Behauptung »das Bedenklichste in unserer bedenklichen Zeit ist, daß wir noch nicht denken« gleichfalls in das Konzert der Stimmen, die das heutige Europa als krank und das gegenwärtige Zeitalter als im Niedergang begriffen abschätzen.

Hören wir genauer hin! Die Behauptung sagt, das Bedenklichste sei, daß wir noch nicht denken. Die Behauptung sagt weder, daß wir nicht mehr denken, noch sagt sie rundweg, daß wir überhaupt nicht denken. Das mit Bedacht gesagte »noch nicht« deutet darauf, daß wir, weither vernünftig, zum Denken schon unterwegs sind, nicht nur unterwegs zum Denken als einem der-

einst geübten Verhalten, sondern unterwegs *im* Denken, auf dem Weg des Denkens.

Unsere Behauptung bringt demnach einen Lichtblick in die Verdüstierung, die nicht nur von irgendwoher auf der Welt zu lasten scheint, sondern von den Menschen fast herbeigezerrt wird. Unsere Behauptung nennt allerdings die heutige Zeit die bedenkliche. Mit diesem Wort meinen wir, ohne jeden abträglichen Nebenton, das, was uns zu denken gibt, nämlich das, was bedacht sein möchte. Das so verstandene Bedenkliche braucht keinesfalls das Besorgniserregende oder gar Verstörende zu sein. Denn zu denken gibt uns auch das Erfreuliche, auch das Schöne, auch das Geheimnisvolle, auch das Huldreiche. Vielleicht ist dies Genannte sogar bedenklicher denn alles Übrige, was wir sonst und meist recht unbedenklich »das Bedenkliche« zu nennen pflegen. Das vorhin Genannte gibt uns zu denken, wenn nur wir die Gabe nicht dadurch schon zurückweisen, daß wir das Erfreuliche, das Schöne, das Huldvolle lediglich für solches nehmen, was dem Gefühl und dem Erlebnis vorbehalten und der Zugluft des Denkens ferngehalten bleiben soll. Erst dann, wenn wir uns auf das Geheimnisvolle und Huldreiche als das eingelassen haben, was eigentlich zu denken gibt, können wir auch bedenken, was wir vom Bösarigen des Bösen halten sollen.

Das Bedenklichste könnte somit etwas Hohes, vielleicht sogar das Höchste sein, was es für den Menschen gibt, wenn anders der Mensch dasjenige Wesen bleibt, das *ist*, insofern es denkt, d.h. von Gedachtem angesprochen wird, weil sein Wesen im Gedächtnis beruht. Das Bedenklichste braucht auch nicht, gerade wenn es das Höchste ist, auszuschließen, daß es zugleich das Gefährlichste bleibt. Oder meint man, das Wesen des Wahren, das Wesen des Schönen, das Wesen der Huld, um nur dies zu nennen, bestünde ein Mensch auch nur im Geringen ohne Gefahr?

Wenn daher unsere Behauptung von der bedenklichen Zeit und ihrem Bedenklichsten spricht, ist sie keinesfalls auf den Ton des Trübisses und der Verzweiflung gestimmt. Sie läßt sich nicht blindlings dem Schlimmsten zutreiben. Sie ist nicht pessimistisch.

Die Behauptung ist jedoch ebensowenig optimistisch. Sie möchte nicht rasch beschwichtigen mit einer gekünstelt hoffnungsvollen Aussicht auf das Beste. Was bleibt dann noch? Das Unentschiedene zwischen beiden? Die Indifferenz? Dies noch weniger. Denn alles Unentschiedene lebt immer nur von dem, zwischen dem es sich nicht entscheidet. Auch wer sich im Urteilen jenseits von Pessimismus und Optimismus glaubt oder diesseits davon, bleibt immer schon auf Optimismus und Pessimismus orientiert und hält sich nur an eine Abart der Indifferenz. Der Pessimismus aber und der Optimismus, beide samt der von ihnen bekämpften Indifferenz und ihren Abarren kommen aus einer besonderen Beziehung des Menschen zu dem, was man die Geschichte nennt. Diese Beziehung läßt sich in ihrer Besonderheit schwer fassen; nicht weil sie weitab liegt, sondern weil sie für uns schon die gewöhnliche ist. Auch unsere Behauptung kommt offenbar aus einer Beziehung zur Geschichte und Lage des Menschen. Welches ist diese Beziehung? Damit stehen wir beim Zweiten, was wir hinsichtlich unserer Behauptung beachten müssen.